

Halle'sche Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen



1913. Nr. 420.

für Anhalt und Thüringen.

Jahrgang 206.

Zweite Ausgabe

Sonntag, 7. September 1913.

Verlagsstelle in Halle (Saale): Leipziger Straße Nr. 61/62.
Telephon 8108 u. 8109; Nebenthelphon 8110.
Verwaltung: Dr. Strassmann-Beilage, Halle (Saale).

Abgabepreis für Halle und Bezirke 2,50 Pf., durch die Post bezogen 3 Pf., für das Postgebiet.
Die halbesche Zeitung erscheint wöchentlich fünfmal. — Preis- und Belegungs-Bestimmungen (s. d. Beilage), Anzeigenpreise (Sonntagsbeilage), Sendungen, Abstellungen, Abdruckrechte, Anzeigenpreise, Abdruckrechte, Anzeigenpreise (für die junge Welt).

Verlagsstelle in Berlin: Bernburger Straße 11.
Telephon Amt Südwest Nr. 6200.
Druck und Verlag von Otto Lippelt, Halle (Saale).

Der deutsche Gedanke.

„Am deutschen Wesen soll die Welt genesen“, sagte unser Kaiser und kennzeichnete damit die Welt als frank. Die äußeren Symptome dieser Krankheit sind die Forderungen nach Gleichheit, unbeschränkter, d. h. ungelöster Freiheit und gemeinsamen Besitz. Das sind Schlagworte, mit denen die Masse zu regieren ist, mit denen auch seit einer Reihe von Jahren bürgerliche Politiker in gefährlicher Weise operieren. Diese Tendenzen sind aber auch die Grundlagen der Demokratie, die eine Volkswirtschaft nötig hat, um einen Mann im Kampf des Weltgetriebes behaupten zu können. Dieser Kampf ist nicht nur eine vereinzelte Erscheinung, sondern alle Kulturvölker unserer Zeit sind mehr oder weniger von ihm ergriffen. Wir wissen alle, daß unter deutsches Volk in dieser Hinsicht nicht zu den Gefährdeten zählt. Schwere Krisen hat es durchgemacht und macht sie noch durch, und weite Umgebungen des eigentlichen Staatsgebietes sind von der Erkrankung in Mitleidenschaft gezogen. Wenn nun von deutsches Volk Kräfte ausstrahlen sollen, durch deren Einwirkung alle diese Krankheitsstoffe in der Welt zertrübt werden sollen, so wird es unumgänglich notwendig sein, daß das deutsche Volk die Kraft gewinne, zunächst innerhalb seiner eigenen Grenzen diese Krankheitsstoffe zu überwinden. Für die politische Entwicklung wird es zunächst von unangehener Bedeutung sein, ob das deutsche Volk noch soviel Kraft in sich hat, die verderblichen Krankheitsstoffe glücklicherweise zu überwinden und von seinen geliebten Söhnen dann noch soviel abzugeben, daß sich schließlich das Kaiserreich Wort von der Genesung der ganzen Welt erfüllen kann. Ohne Zweifel ist die Klarheit der Erkenntnis, die in diesem Kaiserwort liegt, gar nicht in Frage zu stellen. Nur ist zu bedenken, ob unser Volk wirklich zu dieser übergehenden Leistung noch befähigt ist. Schon zweimal ist es in der Weltgeschichte geschehen, daß die gesamte Kulturwelt unter dem tosenden andauernden Einfluß des Germanentums gestanden hat. Wie sieht es nun augenblicklich bei uns?

Zur Zeit der letzten Reichstagswahlen mochte es vielen von uns scheinen, als ständen wir vor dem Aufbruch, als solle deutsche Art und deutsches Wesen seine Geltung mehr haben in deutschen Landen. Die vaterlandlose Sozialdemokratie und ihre freitänzerischen Helfershelfer triumphierten. Der Führer des Sozialbundes durfte alle bodenständigen Elemente identifizieren mit rückständigen Elementen. „Wir müssen hindurch die rote Flut“, sagte damals der konservativste Führer Herr von Sodenbrand. Bei diesem Hindurchwaten, das einleitet zu den Präsidentenwahlen im Reichstag, sind nun doch wohl mandem vaterländischen Deutschen, der bei der letzten Wahl noch ohne Vermögen auf die Demokratie schwor, die Augen aufgegangen, wobei das Reichstagsgesetz geteuer würde, wenn kein Steuerrecht in die Hände der demokratischen Führer käme, und wo diese Herren blieben, wenn Sturmwoogen das Schiff der Welt umtoben würden. Schon bei den Beratungen der Wehrvorlage war unabweisbar eine Umkehrung der Stimmung in deutschen Völkern zu verzeichnen. Man ließ ab von förmlichen Bewegungen und begann sich auf seine nationale Pflicht. Das Jahr 1912 mit seinen zahlreichen Erinnerungstagen an die große Zeit vor der Wehrvorlage hat gewiß einen großen Anteil daran, daß der Deutsche wieder anfing sich zu befinden, daß er ein Deutscher ist.

Daß der deutsche Gedanke noch lebt, ja, daß er nur des befruchtenden Regens bedarf, damit er wieder fruchtig emporwächst, haben die Feiern und die Preisfestnahmen zum Kaiserjubiläum gezeigt. Sehr deutlichen Ausdruck der siegreichen Kraft des deutschen Gedankens konnte man letzten in Polen verzeichnen bei dem Besuch des Kaisers. Die Polen sind von jeder Feindschaft des deutschen Wesens gewiesen. Darum ist das Verhalten des polnischen Adels bei den jüngsten Polener Preisfestlichkeiten doppelt beachtenswert. Noch bei der Wehrvorlage der Kaiserfamilie hatte sich der polnische Adel auf die feierliche Einladung entzogen. Nach der von zwei Jahren konnte der Wehrminister Dr. Lohmann erst zur Dörflichen Anstellung erscheinen, als nach den Eröffnungsfeierlichkeiten der Kronprinz wieder abgereist war. Das ist jetzt anders geworden. Die polen polnischen Granben haben sich gedrückt vor der ehernen Kraft deutschen Wesens. Mit dem Kaiserlichen Adelsrat an der Spitze traten sie diesmal vor Kaiserin Königin. Der Mittelpunkt alles polnischen Deutschlandes war von jeder der „Bauer“, das Sotol, in dem der polnische Adel so oft auf das Wohl des einst wiedererlebenden polnischen Reiches die Zerklüftung gegen die Wehrvorlage geschmettert hat. Derselbe polnische Adel trat diesmal zum Kaiserlichen Adelsrat, der die Festlichkeiten des „Bauers“ nach dem Willensstand zu mit Gurilanden schmücken lassen, und am Abend flammten in der Front von über 60 Feuertürmen die Adler auf.

So kann manches die Zukunft geben, daß innerhalb unseres deutschen Volkes deutsche Kraft und deutsches Wesen liegen werde über alle krankhaften, zerfetzenden Erscheinungen, die jetzt an der Gesundheit des deutschen Volkes nagern. Nur wenn das deutsche Volkes Wesen

wieder stark und gesund geworden ist, nur dann kann es geliebte Entwürfe ausüben unter alle Völker, auf daß des Kaisers Wort dereinst sich erfülle: „Am deutschen Wesen soll die Welt genesen.“

Deutsches Reich.

Der Kaiser

reist heute Sonntag mittag 12 Uhr mit dem König und dem Kronprinzen von Griechenland mit Gefolge und dem Ehrenbesuch von Station Wildpark nach Bad Salza und nimmt dort im Grand Hotel der kaiserlichen Residenz Quartier. Im Gefolge des Kaisers befinden sich der Kommandant des Hauptquartiers, die Generalobersten v. Pflessen und v. Scholl, der Chef des Militärkabinetts, General der Infanterie Freiherr von Linder, der Vertreter des Auswärtigen Amtes, Wirkl. Geh. Rat v. Treutler, Oberstmarshall Fürst zu Fürstberg, Hausmarschall Freiherr von Linder, die Generale à la suite v. Gontard, v. Gehlisch, die Flügeladjutanten Oberstleutnants v. Wulstus, v. Etorff, Graf v. d. Schulenburg, die Majore v. Gahrne, v. Caprivi, Graf von Wolffe, der Ordnonanzoffizier Mittelmeister Fürst zu Lynar, der stellvertretende Leibarzt Stabsarzt Dr. Wesel, Oberstleutnant Freiherr v. Reichsach, Major Fürst v. Wleh. — Die Wachenleitung hat in Freiburg in Schwaben Quartier: Generalleutnant der Armee General der Infanterie von Wolffe mit seinem Stabe, der Stierreichs- und anarische und der italienische Generalstabschef nebst dem Militärattaché, Graf Jepsellin als Chef des Kaisers, die der Wachenleitung unterstehenden Fernsprecher, Funker, Lichtsignal- und Signalballontropfen. Der Kriegsminister wohnt in Schwabmühl, Prinz Heinrich XXX. von Preußen in Neuhof bei Schwabmühl, Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein in seinem Stabe des 5. Armeekorps. Der König von Sachsen wohnt in seinem Schloß Spillernort, eine Reihe von Generälen in Waldenburg. Die Wachenleiter des Kaisers und die fremdbürgerlichen Offiziere wohnen in Breslau.

Die deutschen Bundesfürsten und der freiwillige Wehrbeitrag.

Die „Nordd. Allg. Anz.“ schreibt: Immer wieder wird auch in der Presse die Frage erörtert, in welcher Weise die deutschen Bundesfürsten ihr Verprechen einlösen werden, durch Beisteuerung eines freiwilligen Wehrbeitrages ein Beispiel vaterländischen Sperrsinnes zu geben. Man fordert von ihnen eine bindende Erklärung darüber, in welcher Höhe sie die einmalige Abgabe leisten wollen. Was in dieser Frage gesehen konnte, hat die Reichsregierung schon vor langer Zeit getan. Der Reichsfinanzminister hat bei der Beratung des Wehrbeitrages in der Kommission für den Reichshaushalt mitgeteilt, daß die Fürsten aus eigenem Antrieb sich bereit erklären hätten, nach Maßgabe und in Ansehung an das Geleis einen Beitrag von ihrem Vermögen an das Reich zu entrichten. Er betonte dabei ausdrücklich, daß an der Festsetzung dieses Beitrages nicht heimlich gerechnet werde und daß, wenn eine Abwendung erfolge, jede jedenfalls nicht nach unten erfolgen werde. Hiernach kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die deutschen Bundesfürsten, sobald der Wehrbeitrag erhoben wird, ihre Beiträge so entrichten, als wenn sie den Bestimmungen des Wehrbeitrages unterworfen wären.

Beginn der Bundesratsarbeiten.

Man schreibt uns: Am nächsten Freitag werden die Ausschüsse des Bundesrats ihre Arbeiten wieder aufnehmen. Es treten zunächst die Ausschüsse für Zoll- und Steuerwesen und für Handel und Verkehr zusammen, um die vom Reichsstatthalter inzwischen fertiggestellten Ausführungsbestimmungen zum Reichssteuergesetz zu beraten. Die Mitwirkung des Bundesrats für die Durchführung dieses Gesetzes ist eine sehr umfangreiche. In erster Linie hat er Anordnungen zu treffen wegen der Anfertigung und des Betriebes der Stempelmarken und gestempelten Formulare nach Maßgabe des Gesetzes und Vorschriften zu erlassen über die Form der Schlussnoten und über die Art der Verwendung der Marken. Bei den Gesellschaftsverträgen muß der Bundesrat die näheren Bestimmungen erlassen über die einstweilige Ausübung der Beisteuerung, wenn eine rechtzeitige Berechnung nicht möglich ist. Auch die Bestimmungen darüber, in welchen Fällen die Feststellung und Entrichtung der Abgabe bei verschiedenen Verhältnissen erfolgen kann, hat er zu treffen. Bei den ausländischen Aktien, den Aktien, Schulden, Verbindlichkeiten und Zinsen, die dem Bundesrat die Bedingungen zur Beisteuerung durch rechtzeitige Verwendung von Stempelmarken ohne amtliche Mitwirkung, Er hat ein Formular festzusetzen für die Anzeige des Emittenten an die zuständigen Steuerstellen. Bei

Kauf und sonstigen Anschaffungsgeheimnissen müssen Bestimmungen über die Erhebung der Abgabe und über die zur Sicherung dieser Erhebung erforderlichen Maßnahmen getroffen werden für die Fälle, bei denen ein Kommissionsrat eine Kommission über Wertpapiere durch Eintritt als Selbstkontrahent ausführt. Bei Beisteuerung von Frankfurter und in dem Bundesrat die Bestimmung darüber, ob und in welchen Fällen die Entrichtung der Abgabe ohne Verwendung von Stempelmarken erfolgen darf. Für die Fahrkarten und die Beisteuerung der Abgabe bestimmen, daß bei Privatbahnen die Abstellung der Karten ohne vorgängige Abgabenermittlung bewirkt und die Entrichtung erst nach Verkauf erfolgt. Als Geld für im Auslande auszugebene Fahrkarten, die im Inlande geltend gemacht werden, erfolgt. Er kann auch für eine Übertragbarkeit bis zu einem Jahr ein anderes Verfahren bei der Stempelentrichtung zulassen. Auch für die Grundstücksübertragung und die Versicherungsverträge hat der Bundesrat eine Reihe von Ausführungsbestimmungen zu erlassen.

Die „Arbeitslosen“.

Ein Beispiel für die „Notwendigkeit“ der Arbeitslosenversicherung, so meint man in gewissen Kreisen, biete der Umstand, daß man in Berliner Kommunalwerken beauftragt hat, in Aussicht genommene öffentliche Arbeiten sofort zu beginnen, weil eine erhebliche „Arbeitslosigkeit“ vorhanden sei. Aber haben wir denn Arbeitslosigkeit? Auf dem Lande gehen hier und da die Entarteten idiosyncratisch langsam fortan, weil die Arbeiter fehlen. Man jagt freilich den deutschen Bauern und Gutsbesitzern nach, daß sie lieber mit Polen und Ruthenen arbeiten, als mit deutschen Arbeitern, weil erstere es billiger machen. Mit der Billigkeit ist es, wenn alles gerechnet wird, und das muß der deutsche Arbeitgeber doch nicht so weit her, dafür hat er aber in den Fremdländern oft genug ein wenig gebühtes, nicht sonderlich arbeitswilliges und manchmal unzuverlässiges Arbeiterkorps, das er gern mit deutschen Arbeitern vertauscht, wenn er sie nur bekommen könnte. Also in der Stadt flagt man über Arbeitslosigkeit und auf dem Lande über Arbeitermangel; das paßt schlecht zusammen.

Wir sind sonst, so bemerkt hierzu die „Deutsche Volksw. Korrespondenz“, keine geloveneren Freunde amerikanischer Verhältnisse. Aber das hat uns immer gut gefallen, daß zur Entzweit die Arbeiter aus der Stadt, manchmal auch die Schüler und Studenten aus den Verhältnissen hinausziehen und dem Farmer, für guten Lohn natürlich, beim Einbringen der Ernte helfen. Es könnte in Deutschland auch nicht schaden, wenn zur Entzweit die Fabriken ihren Betrieb einschränken, soweit es denn eben nach Lage der jeweiligen Verhältnisse möglich ist, und Arbeiter von den Städten aus Land hinausziehen, um bei der Beschaffung der Ernte die nötigen Kräfte zu helfen. Damentlich dem großen Heer der Gelegenheitsarbeiter könnte ein solcher Arbeitswechsel gar nicht schaden. Manches einer würde wohl wieder Gedulde an Landaufenthalt und Landarbeit bekommen und verdienen, daß er sich bei dauernder Landarbeit besser fühlte, als bei städtischer Arbeit.

Aber die Sache liegt so, daß der Arbeiter wohl auf sein Recht zur Arbeit pocht, aber von einer Pflicht zur Arbeitslosigkeit hören mag. Er will nur Arbeit, die ihm paßt, aber hält es nicht für nötig, in anderen Kreisen Arbeit zu suchen. Im freien Amerika könnte er mit solchen Grundbesitzern hinter dem Baum stehen, in Deutschland beschafft man Volkswirtschaften für ihn und unterstützt ihn und die Seinigen aus der Armeekasse. Gätten wir jetzt schon eine Arbeitslosenversicherung, so würden wir im September schon Massenanträge auf Arbeitslosenrenten haben, und der Arbeiter würde sich noch weniger als heute nach Arbeit umsehen. Eine Arbeitslosenversicherung kann es nur geben, wenn jeder Arbeiter von der Pflicht durchdrungen ist, wirklich Arbeit zu suchen. Arbeit finden wird er dann immer. Warum fehlt aber unseren Arbeitern dieses Pflichtgefühl zur Arbeit? Vielleicht ist eine sozialdemokratische Zeitung einmal so nötig, diese Frage zu beantworten.

Der gegenwärtige Stand der „Stillbehilfen“ in Preußen.

Über den gegenwärtigen Stand der Stillbehilfen in Preußen wird uns folgendes mitgeteilt: Es gelangen zuerst in 323 deutschen Gemeinden Beihilfen an hilfsfähige Mütter zur Verteilung. Diese Unterhilfsleistungen werden in zweierlei Form gewährt, teils in barem Gelde, teils in Naturalien. In den 323 Gemeinden sollen bereits 159 Gemeinden in den übrigen 174 Gemeinden werden Naturalien verteilt. In diesen Fällen besteht die Unterhilfe meistens in der Befreiung von Mätsch, die in Taxation von je einem Liter für die Dauer von drei Monaten zur Verfügung gestellt wird. In 15 Gemeinden gibt es im Anschluß an Fabriken Stillfinden

Hür die junge Welt

nr. 9. Beilage zur Halleschen Zeitung September 1913.
Landeszeitung für die Provinz Sachsen, für Anhalt und Thüringen.

»» Erscheint monatlich. ««

Denkspruch.

Ist der Grund der Seele rein,
Wird ihr Spiegel lauter sein.

U. E.

Prinz Rabe.

Ein Märchen von Klaus Döhne. (Onkel Klaus.)

(Nachdruck verboten.)

Es war einmal ein armer Holzhacker, der wohnte mit seinem mutterlosen Kinde in einem großen Walde. In diesem Walde hauste auch die greuliche Hexe. Als die eines Tages dem Holzhacker mit seinem Töchterchen begegnete, da begehrte sie, er solle ihr das Mädchen überlassen. Der Mann aber wurde grob und ging mit seiner kleinen Rosalinde schnell fort.

Bald danach kochte das Mädchen für den Vater ein Hagebuttengericht. Kaum aber hatte der Mann davon gekostet, so sank er leblos auf seinen Stuhl zurück. Die Tochter sprang erschreckt herbei und geleitete ihn mit Mühe zu seinem ärmlichen Bett. Dort streckte der gute Holzhauer sich lang aus und dann rührte er sich nicht mehr. Die böse Hexe hatte die Hagebutten verhext.

Drei Tage lang saß Rosalinde weinend am Bette ihres Vaters; endlich mußte sie ihn als tot betrauern. Sie holte grüne Zweige, deckte den Schläfer zu, und ging dann betrübt fort. In die Welt wollte sie wandern. Mänglich sah sie sich im Walde um, ob nicht etwa die böse Hexe ihr begegne. Statt ihrer aber trat eine wunderschöne Frau aus einem Habelbusch und redete das einsame Kind an: „Wo willst Du hin, meine Tochter?“ Rosalinde sah der Frau ins Gesicht, und da sie so schön war, glaubte das unschuldige Kind, sie müsse auch gut sein. „O, wie freundlich bist Du,“ sagte sie. „Siehe, ich habe weder Vater noch Mutter und will in die Welt gehen, mir einen Dienst zu suchen.“

„Da brauchst Du nicht weiter zu wandern, mein Kind,“ sprach die schöne Frau. „Komm zu mir, Du sollst es gut haben.“

Da ging denn Rosalinde mit der Fremden und ließ sich in ein Waldhäuschen führen. Sie mußte vor der Frau die Schwelle überschreiten, und als sie sich dann umwandte, stand die greuliche alte Hexe hinter ihr. Die hatte sich für ihren Ausgang in eine liebliche Frauengestalt verwandelt; im eigenen Hause aber durfte sie nur in ihrer eigentlichen Gestalt, der Hexengestalt, sein. Rosalinde schrie auf, als sie das alte Weib erblickte; aber das half ihr nichts mehr, denn die Hexe machte ein Zauberzeichen. Und nun konnte Rosalinde das Haus nicht mehr verlassen; sie war durch Zauber darenin gebannt.

Jetzt bekam sie natürlich keine schönen Worte mehr zu hören. „Hier hast Du einen Besen,“ herrschte die Alte sie an, „kehre mir das ganze Haus rein, und dann habe ich weiteres für Dich zu tun.“

Die arme kleine Rosalinde machte sich zitternd ans Werk; jetzt wurde es ihr auch klar, daß die Hexe ihren Vater vergiftet hatte, um ihrer selbst habhaft zu werden. Sie segte und segte; sprengen aber brauchte sie gar nicht, so reichlich flossen ihre Tränen.

Bei dem Reinigungswerk kam sie auch an eine eiserne Tür, in der ein Schlüssel steckte. In der Meinung, daß sie auch hier ausfegen solle, schloß sie auf und trat in ein düsternes kleines Gemach. Nichts war dort zu erblicken als ein großer Vogelfäsig, der inmitten des Raumes an einer

Kette hing. Ein Rabe mit glänzend schwarzem Gefieder sah darin und rief mit menschlicher Stimme: „Wie kommst Du hierher? Seit zwölf Monaten sah ich kein Menschengesicht außer dem der alten Hexe. Meine Tür hält sie fest verschlossen.“

„Der Schlüssel steckte,“ sagte schüchtern das Kind.

„Dann hat sie vergessen, ihn abzugeben,“ sprach der Rabe weiter. „Aber wir wollen leiser reden, denn hört uns die Alte, so holt sie Dich sofort hier weg. Du bist natürlich auch ein armes, entführtes Menschenkind, nicht die Tochter der Hexe, das sehe ich an Deiner reinen, jungen Stirn.“ Nun erzählte ihm Rosalinde flüsternd, wie sie mit List von der Hexe eingefangen sei.

Da nickte der schwarze Vogel in mitleidiger Betrübnis. „Ich dachte es mir. Und wisse, auch ich bin ein Mensch. Als Prinz lebte ich auf meines Vaters Schloß. Da kam eines Tages ein Bettelkind zu mir. Da es so arm und traurig war, ließ ich ihm Speise und Kleider bringen. Und als es mich bat, nur einmal meinen goldenen Stirnreif aufsetzen zu dürfen, da tat ich ihm auch diesen Gefallen. Das Bettelkind aber war die Hexe. Kaum, daß sie meinen Stirnreif in der Hand hielt, so hatte sie Macht über mich. Sie verzauberte mich in einen Raben und trug mich hinweg. Allnächtlich aber setzt sie nun den Goldreif aufs Haupt und geht in Gestalt einer schönen Frau in mein väterliches Schloß. Dort gibt sie sich für mein Weib aus, und da sie meinen Reif trägt, so glaubt man ihr. Sie sagt, ich selbst sei erkrankt, wohne bei ihr in ihrem Waldschlosse und wolle bis zu meiner Gefundung keinen Menschen sehen. Da sie meinen Reif trägt, so glaubt man ihr auch dies. Und zu ihrer Freude spielt sie nun jede Nacht auf meines Vaters Hofeisten die Rolle der gefeierten Prinzessin.“

„Du armer Prinz Rabe,“ sprach Rosalinde, „kannst Du denn nicht erlöst werden?“

„Das könnte ich wohl,“ nickte der Vogel, „aber es ist schwer. Die böse Hexe hält meinen Stirnreif sicher gut verschlossen, und nur, wenn er meine Stirn berührt, werde ich wieder Mensch; ich könnte dann die Hexe töten und dadurch auch von Dir den Zauber nehmen, der Dich an dieses Haus bannt.“

„Ich will versuchen, den Reif zu bekommen,“ versprach das Kind. Und danach enteilt es, denn es hörte die Hexe rufen.

Die alte Zauberin war sehr zufrieden mit dem Fleiß und der freundlichen Bereitwilligkeit ihrer Dienerin. Sie brauchte selbst gar nichts mehr im Hause zu tun; und nur weil sie faul war, hatte sie Rosalinde ja zu sich geholt. Einzig die Stube, in der das Rabenhäuschen hing, und ihren Kräuterschrank, säuberte sie allein. Rosalinde bekam den Vogel nicht mehr zu sehen. Allnächtlich aber sah sie die Hexe in Gestalt einer schönen Frau, in herrlichen Gewändern, einen Goldreif um die Stirn, das Haus verlassen. Morgens kehrte sie heim und verwahrte den Goldreif mit den Kleidern in einer eisernen Truhe, die sie fest verschloß.

Das arme kleine Mädchen war oft recht verzagt. Wochen gingen hin, und es bot sich keine Gelegenheit, die Schlüssel zur Truhe und zur Rabenstube zu erschaffen, denn diese beiden Schlüssel trug die Alte stets in einem Lederbeutel auf ihrer Brust. Nun aber geschah es an einem Wintermorgen, daß die Hexe mit einem schlimmen Schnupfen und Husten heimkam. So etwas kann sogar einer Hexe passieren. Ganz jämmerlich krächzte und stöhnte sie. Eifrig und freundlich brachte Rosalinde sie zu Bett.

Sie bot auch bescheidenlich an, einen Tee zu kochen. Da durste sie denn an den Kräuterschrank gehen. Nun war es ein Glück, daß sie als Waldkind selbst von Kräutern etwas verstand. So vermochte sie heimlich Blätter in den Tee zu mischen, die einen tiefen Schlaf erzeugen. Als die Hexe dann dalag und furchtbar schnarchte, da konnte ihr Rosalinde endlich den Schlüsselbeutel fortnehmen. Sie holte nun den Stirnreif, eilte mit ihm zur Kabenstube und erlöste den Prinzen. War das eine Freude! Natürlich hieb der Prinz der schlafenden Hexe schleunigst den Kopf ab und nahm dann Rosalinde mit sich, denn auf seines Vaters Schloß wollte er sie heiraten. Im Walde begegnete ihnen dann der Holzhauer. Der gute Mann hatte nur im Zauber Schlaf gelegen, und als die Hexe starb, ward er erlöst. Er ging mit seinen Kindern aufs Königschloß; und dort gab es eine fröhliche Hochzeit.

Auf der Diamantensuche.

Von Grete Doering. (Tante Grete.)

(Nachdruck verboten.)

Sicher haben die meisten von euch schon einmal oder öfter einen Diamanten gesehen; vielleicht an Mutters Brosche oder Halskette oder Vaters Ring, oder hinter dem Schaufenster des Goldschmieds, wo die blauen und roten und grünen und wasserhellen Steine so wunderschön auf dem Samtkissen leuchten — oder auch beim Glaser, der mit dem Glaserdiamant das härteste Glas wie Butter durchschneidet, denn der Diamant ist härter als Glas und Stein. Wegen seines Glanzes, seiner schimmernden Strahlen und seiner Seltenheit schätzt man ihn außerordentlich hoch; Diamanten zu finden, wird als ebensolch ein Glück angesehen und versetzt die Menschen in ebensolche Aufregung, wie das Finden von Gold. In den Kronschätzen aller Könige finden sich herrliche große Diamanten, darunter solche von fast unschätzbarem Werte; aber auch alle reichen Leute lieben es, sich mit Diamanten zu schmücken. An Ringen und sonstigem Schmuck, an Kleidern, tücherweise sogar an Stiefeln, Schuhen und Strümpfen — überall wird der kleine strahlende Stein angebracht, und selbst die kleinsten Diamantsplitterchen werden noch wiederum in Ringe oder Schmuckfaden gefaßt und haben noch ihren Wert. Der Stein ist, wie ich schon oben sagte, sehr hart, so hart, daß er das härteste Steinsalz oder sonstige Mineralien durchbohrt. Deshalb verwendet man ihn in Bergwerken und Stollen beim Schürfen und Bohren in der Tiefe, wenn man nach allerlei wertvollem Gestein sucht, an der Spitze der großen Bohrer, die von Maschinen durch das Gestein in die Erde hineingetrieben werden, sind Diamanten eingelassen, weil der härteste Stahl und das festeste Eisen brechen würde.

In Deutschland werden keine Diamanten gefunden; wer sie suchen will, muß schon außer Landes gehen. Unter dem Gluthauch des indischen Himmels findet man die edlen Steine. Auch in Brasilien, in Südamerika gibt es sogenannte Diamantfelder. In den letzten Jahrzehnten aber hat man hier und da in Süd- und Südwestafrika, dort, wo jetzt deutsche Kolonien sind, Diamanten gefunden. Hunderte und Tausende von Menschen eilten dann an Ort und Stelle und suchten und wühlten; Handelsgesellschaften kauften und pachteten das Land, wo man Diamanten vermutete. Aber teuer und in Tausenden von Fällen vergeblich ist ihre Arbeit, und selten wird die Mühe belohnt. Tausende von Meilen zieht sich die hügelige, sandige, afrikanische Steppe hin, auf die die Glut der afrikanischen Sonne Tag für Tag niederbrennt. Hier und da trifft man ausgegrabene Löcher und Vertiefungen an, aus denen vor Hunderten oder Tausenden von Jahren Vulkane ihr Feuer gespien haben. In solchen Löchern oder in deren Umgebung findet sich nun zuweilen eine eigentümlich weiche, blaugrüne, an der Oberfläche bald verwitternde Erdart, die man Blaugrund nennt, und in diesem Blaugrund trifft man am wahrscheinlichsten Diamanten an. Aber der kostbare Stein ist so selten, daß Massen von Erde erst vergebens durchsucht werden müssen, ehe man einmal einen Diamanten findet. Wohl kann es vorkommen, daß durch große Ueberschwemmungen oder Regengüsse Erde weggeschwemmt wird, so daß zufällig ein Diamant an die Oberfläche kommt und der glückliche Finder ihn aufnehmen kann. Aber das ist ungemein selten. Mit

unendlicher Mühe und sauerster Arbeit wird vielmehr die diamanthaltige Erde, der Blaugrund, gesiebt und geschlämmt, und Monate können vergehen, ehe ein wertvoller Stein gefunden wird. In unsern deutschen Kolonien wird von Gesellschaften eifrig und ordnungsmäßig der Grund nach Diamanten durchsucht, die meisten der Arbeiter sind Eingeborene und Neger. Es ist strenge gesetzliche Bestimmung, daß jeder, der einen Diamanten findet, ihn der Regierung abgeben muß, und die Arbeiter werden abends beim Verlassen der Arbeitsstätte untersucht, ob sie auch keinen der kleinen begehrten Steine an sich versteckt haben. Aber trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln kommt es doch vor, daß hier und da Diamanten gestohlen werden. Die in den deutschen Kolonien gefundenen Diamanten sehen meistens hellgelb aus und sind wegen ihrer Tadellosigkeit, Reinheit und Klarheit, die der Klarheit eines Wassertropfens gleicht, besonders begehrt. Einige der größten Diamanten, die sich in den Kronschätzen der Fürsten befinden, haben besondere Namen und kosten viele Millionen.

Etwas vom Walde.

Von Marie Behne. (Tante Marie.)

(Nachdruck verboten.)

Viele von euch haben gewiß mit den Eltern, Vater oder Mutter eine schöne Ferienreise gemacht, haben vier Wochen lang nicht weit von oder wohl gar in hohen, prächtigen Wäldern gewohnt und haben sie jeden Tag nach Herzenslust durchstreift, in ihrem Schatten geruht, wenn die Sonne vom Himmel niederbrannte, und sich von so einem alten Baumriesen beschirmen lassen, wenn plötzlich ein Gewitterchauer niederging. Und immer und bei all diesen Gelegenheiten war der Wald schön, immer interessant. Aber noch schöner und interessanter wird er, wenn man etwas mehr von ihm weiß, als beim flüchtigen Durchgehen zu erfassen ist. Natürlich meine ich, wenn ich vom Walde spreche, immer nur einen ursprünglichen, nicht durch Kunst „verschönerten“ und gepflegten; so schön z. B. ein Park ist mit den sorgfältig gehegten und gepflegten Anlagen, schöner und frischer ist doch ein Naturwald, wo es keine künstlich angelegten Teiche und Boskette und Biersträucher gibt, wo die Bäume regellos und in Freiheit aufwachsen und nur der Förster zu regieren hat.

Solch ein echter schöner Wald beherbergt viele Arten von Bäumen nebeneinander. Allerdings sucht sich jede Art von Bäumen ihren Lieblingsplatz; auf Höhen, wo der Wind pfeift und rauh der Sturm tost, stehen Tannen und Fichten; auf weiten Sandstrecken wächst die genügsame dunkle Föhre oder Kiefer; an etwas vertieften schattigen Abhängen fühlt sich die hochauftrebende Buche wohl und neben ihr breitet die Eiche ihre knorrigen, starken Aeste aus; wo's feucht ist, siedeln sich Weiden und Erlen an und auf Seidestreden wächst schlank und weiß die Birke empor. Das sind so die bekanntesten Bäume, die ihr wohl alle schon gesehen habt; im ganzen zählt man bei uns in Deutschland allein neun- undzwanzig Arten von Laubbäumen.

Wir ruhen am Fuße der Alten im Walde, die schüßend ihr Blätterdach über uns breiten. Aber, wie schwer es so einem Baum geworden ist, sich hinaufzuarbeiten zu seiner jetzigen Höhe, wie viele seiner Kameraden neben ihm zugrunde gingen, daran denken wir kaum. Und doch bedürfen die Bäume in ihrer Kindheit genau wie kleine Menschenkinder Sonne und Licht und Luft, wenn sie gedeihen sollen, oder sie verkümmern und gehen zu Grund. Um Licht kämpfen die Bäumchen förmlich miteinander; um ans Licht zu kommen, recken sie sich schlank und grade in die Höhe — immer höher — denn je weiter unten, desto dunkler ist's ja; und natürlich tragen die kräftigsten den Sieg davon und lassen ihre schwachen Kameraden weit hinter sich, das werden dann die Krüppel und die Schiefgewachsenen, denen wir im Walde oft begegnen. Und gerade wie viele von uns, die vielleicht im Hinterhause oder einer Hofwohnung leben, wohnen die Sonne nur einmal am Tage und dann nur auf kurze Zeit ihre freundlichen, hellen Strahlen schicken kann, so bekommen auch die Bäumchen das Licht ganz sparsam zugemessen, und rings um sie her stehen breit und wuchtig die Alten, die Ahnen und Urahnen, die erst einmal für sich vorwegnehmen, was sie irgend bekommen können — bis vielleicht eines Tages ein Blitz herniederfährt oder die Art des

Solchbauers ihrem langen Leben ein Ende macht und es nun frei wird um den Standplatz der Kleinen. Dann dehnen diese sich wie befreit und schlagen aus und wachsen.

Haben wir so bis jetzt unsere Augen nach oben gerichtet, hinauf an den Stämmen der Bäume, so wollen wir uns nun einmal den Boden, auf dem wir so bequem und weich liegen, etwas näher ansehen. Daß die Bäume Licht brauchen, wenn sie sich kräftig und gesund entwickeln sollen, haben wir gesehen; sie brauchen aber noch mehr, nämlich Wasser und einen Boden, der ihnen Nahrung bietet, und in bezug auf beides, Feuchtigkeit und Nährboden, sind wiederum manche Bäume anspruchsvoller als andere. Wundervoll weise und zweckmäßig, wie alles in der Natur eingerichtet ist, ist auch hier gesorgt. Hier, wo wir liegen, stehen jetzt Eichen und Buchen, anspruchsvolles Volk, das guten, ordentlich durchfeuchteten Boden für sich fordert. Dicht und weich um die Stämme herum breitet sich ein großer Teppich; ein Moospflänzchen schmiegt sich an das andere, daß sie zusammen eine dicke Decke bilden. Ja, das soll sie auch sein; diese Decke breitet sich über den Boden, damit er nicht allzu schnell austrocknet, und das Baumvolk seine gehörige Portion Wasser bekommt. Zugleich ist aber dieser dicke, weiche Teppich Haus und Hof und Heimat für ein Kleinvölkchen, das sich in dem dicken, weichen Moosfilz wohlfühlt und puppenküstig ist. Vielfach sind die Arten der verschiedensten geschäftig im Moos hin- und herschlüpfenden Kleintiere: Insekten mit vier, mit sechs, mit acht Beinen, Käfer, schillernd in allen Regenbogenfarben, fleißige Spinnchen, Larven, die ihrem Erwachen entgegenräumen, Tausendfüßler und Ameisen. Die größeren und wichtigsten in dieser Gesellschaft sind aber weder Käfer irgendwelcher Art, noch Spinnen, noch Ameisen, sondern die häßlichen, von vielen Leuten ihrer Schlangenähnlichkeit wegen fast gefürchteten Regenwürmer. Die Regenwürmer, die, dem Auge verborgen, unter der schützenden Moosbede und unter dem gefallenem Laube haufen, sind für das Gedeihen und Wachstum der Bäume so notwendig wie Licht und Wasser. Klein und verachtet ist so ein Wurm, und doch ist sein Tun im Verein mit seinen Genossen gewaltig und wichtig. Wie ein stetig fallendes Tröpflein einen Stein aushöhlen kann, so zerkleinern und verteilen und verarbeiten die Regenwürmer, von denen im Waldboden Hunderttausende wühlen und arbeiten, den Boden unter den Wurzeln der Bäume, daß er durchpflügt und durchlüftet, feingeseiht und dadurch erst in stande sein wird, den unendlich vielen Wurzeln und Würzelchen der Bäume, die sich in ihn hinabsenken, um Nahrung heranzuholen, diese Nahrung zu geben. Tief hinunter wie Bergleute graben und wühlen die Regenwürmer Schächte und Tunnel; sie fressen die Erde und lassen sie, feingeseiht und verteilt, durch ihren Körper hindurch- und hinausgehen, sie dadurch verarbeitend, wie ein guter Landmann die Scholle; und in ihren Spuren, in den Schächten, die sie graben, folgen gierig, das Werk vollendend, wiederum Hunderte von Arten kleiner und kleinster Lebewesen; sogenannte Wurzelfüßler, Pilze, Schleimsäden, die die gelockerte Erde gewissermaßen verdauen, sie in ihren Bestandteilen auflösen und sie so verändern, daß sie zur Nahrung für die Bäume tauglich wird. Solche Erde sieht dann braunschwarz aus, ist locker und fruchtbar. Gewiß hat mancher von euch zum Blumenpflanzen oder Umsetzen sie schon für Mütterchen geholt, und in den Gärtnereien weiß man sie zu schätzen. Wer ein Mikroskop besitzt, der mag ein Kröbchen solcher Erde einmal darunterlegen; er wird dann all das Kleingetier an fleißiger Arbeit sehen wie Meister und Gefellen in einer Werkstatt. Ist das nicht herrlich und weise eingerichtet?

Plauderwinkel.

Unterhaltendes und Belehrendes.

(Nachdruck verboten.)

Perlenstickereien.

Die Perlenstickereien, die unsere Groß- und Urgroßmütter so liebten, sieht man auch heute wieder gern. Und fleißige kleine Mädchen, die für Eltern, Tanten oder Freundinnen eine Handarbeit anfertigen wollen, sollten auch der Perlenstickereien gedenken. Sie sind gar nicht schwer. Und wieviel Reizendes läßt sich nicht da mit einfachen Mitteln herstellen. Da gibt es die wohlfeilen Glasperlen in allen Farben; wer seine Sparrasse sorglich gefüllt hat und nicht

jeden geschenkten Groschen gleich vernaschte, unnütz vertan hat, kann sich wohl auch Gold- und Silberperlen leisten. Die zu bestickenden Gegenstände bekommt man fertig zu kaufen, aber das braucht man gar nicht, sondern man kann auch hier die eigene Geschicklichkeit und Erfindungsgabe ausnützen. Nehmen wir an, wir wollen der lieben Mutter einen Pompadour arbeiten. Da schneiden wir uns die einfache Beutelform aus Samt selbst zu, deren Vorderseite zu besticken ist; es geschieht das am besten vor dem Zusammennähen. Das Stickmuster entnehmen wir irgendeinem Musterbuch und tragen es selbst auf den Samt auf, indem wir es zunächst auf Papier durchpauken, hier auf der gepaukten Zeichnung alle Striche mit Kreide nachziehen und dann die Kreidezeichnung auf den Samt legen. Die linke Seite der Zeichnung muß nach oben liegen; über diese streichen wir hin, damit sich die Kreidestriche auf den Samt ausdrücken und so dort die Zeichnung auftragen. Am besten probieren wir alles dies erst auf einem alten Stück Zeug; gelingt es uns aber nicht, nun, so zaubert uns jedes Handarbeitsgeschäft für billiges Geld ein Stickmuster auf den Samt. Das Aufnähen der Perlen geschieht mit feiner, fester Seide oder mit Goldfäden; letzteres besonders, wenn wir Goldperlen verwenden. Ist die Stickerei fertig, so wird der Beutel mit Seide abgefüttert und zusammengenäht. Oben kommt eine Schnur mit Seidenschnur oder man näht goldene oder silberne Ringe an, durch die dann eine Seidenschnur oder ein Seidenband gezogen wird. Diese Ringe schmücken sehr. Eine Seidenschnur erhält natürlich an den Enden Quasten oder Puscheln. Ähnlich wie bei den Beuteln kann man auch für andere Gegenstände auf Samt oder Seidenstoff Stickereien ausführen. Sie liegen alle auf dem Untergrunde frei auf, wie auch Plattstich- und sonstige Stickereien. Etwas anderes ist es, wenn wir eine ausgefüllte Perlenstickerei herstellen, also eine solche, in der auch der Hintergrunde aus Perlen besteht. Hier nehmen wir Stramin als Stoff und brauchen natürlich mehrfarbige Perlen. Als Grund können wir einfache weiße oder durchsichtige Glasperlen wählen. Das Muster wird in farbigen Perlen gearbeitet; es hebt sich wirkungsvoll von dem hellen Hintergrunde ab. Diese Art Stickerei ist es, die unsere Urgroßmütter so gern auf allerlei Gegenständen, auf Kästchen und Mappen, auf Kissen, Fußbänken und tausenderlei anderen Dingen anbrachten. Heute sieht man in dieser Stickerei vielfach die Gretchentäschchen fürs kleine Schwesterchen. Eine einfache kleine Tasche, groß genug, um gerade das Taschentuch aufzunehmen, erhält eine Rückseite von einfachem Stoff. Die Vorderseite ist bestickt Stramin; auf weißem Perlenhintergrunde hebt sich als buntes Perlenmuster irgend eine Tierfigur ab, ein Kästchen oder Hund. Eine lange Schnur macht das Täschchen zum Umhängen fertig. Es wäre doch ein reizendes Geschenk für das Schwesterchen oder die kleine Freundin. Außer Taschen, Kissen, Mappendeckeln, Bilderrahmen wird übrigens die junge Stickkünstlerin selbst sich noch manchen hübschen Gegenstand erdenken, den sie mit Perlen besticken, vielleicht auch selbst zuschneiden, nähen und dann als Liebesgabe verpacken kann.

Allerhand Spiele und Beschäftigungen.

Von Eva-Marie Stojch. (Tante Eva.)

(Nachdruck verboten.)

Das Suchen nach Musik.

Uns allen bekannt ist das Spiel: einen versteckten Gegenstand zu suchen und durch die Rufe: „Wasser — Kohle — Feuer — Es brennt!“ dabei geleitet zu werden. Noch viel hübscher ist es, nach Musik zu suchen. Können meine jungen Freunde Klavier spielen, nun, so setzt sich eben der beste Spieler an das Piano, aber es geht auch ohne ein solches. Eine Mundharmonika tut ganz die gleichen Dienste, und wenn wir auch diese nicht haben, so — singen wir eben im Chor. Es handelt sich nicht um die Art der Musik, auch nicht um ein bestimmtes Stück. Vielmehr wird durch leiseres und lauterer Spielen oder Singen angedeutet, ob sich der Suchende dem versteckten Gegenstande nähert oder sich von ihm entfernt. Während des Versteckens hatte er natürlich das Zimmer verlassen. Tritt er herein, so

empfangt ihn sanftes, langsames und leises Spiel oder ebensolcher Gesang. Nun sucht er umher. Kommt er von dem Gegenstande ab, so wird Spiel oder Sang eben noch leiser, schleppender, kommt er aber näher, so schwillt er an, wird auch im Tempo schneller. Wenn er ganz nahe ist, so braust die Musik nur so. Meine jungen Freunde verstehen, wie ich es meine, nicht wahr? Und gewiß werden sie es bald einmal versuchen. Es kann jedes beliebige Lied gespielt oder gesungen werden. Spielt einer allein, so kann er sich auch in freiem Spiel, in Phantasien ergehen. Wenn mehrere Spieler Chor singen, so müssen sie sich freilich einen Leiter wählen, der mit dem Taktstock das Ansteigen und Absinken des Gesanges angibt, denn sonst gäbe es gar zu leicht — Raquenmusik! Und das darf doch nicht sein.

Schwungball.

Heut ist das Wetter schön; wir tummeln uns im Freien. Unsern kleinen, leichten Ball nebst Schlagholz haben wir mitgenommen; zufällig hat ein Kamerad auch einen längeren, dünnen Bindfaden in der Tasche. Wir tollen um das Stallgebäude herum und bemerken, daß über dem Stall die eine Luke offensteht, durch welche vom Erntewagen das Heu auf den Futterboden befördert wird. Und nun wissen wir, was wir spielen wollen. Eine Stange ist bald gefunden; zum Schwungball brauchen wir nämlich eine Stange, Schnur, Schlagholz und Ball. Das eine Schnurende wird an der Stangenspitze befestigt, an das andere wird der Ball gebunden. Danach klettern wir vergnüglich auf den Futterboden hinauf und legen die Stange wie eine Fahnenstange — aber genau wagerecht — zur Luke hinaus. Nachdem wir wieder unten auf dem Hof und vor der Luke gelandet sind, beginnen wir unser Spiel. Immer zwei Spieler treten zugleich an. Der eine hat den Schläger und gibt dem Ball, der etwa in Kopfhöhe über dem Boden hängen soll, einen tüchtigen Schlag, so daß er im weiten Kreise um die Stangenspitze herumfliegt. Der Partner hat ihn beim Herabkommen aufzufangen. Wer keine Sache schlecht gemacht hat, bekommt vom Spielleiter eine Strafe zudiktirt. Am besten hat sich beim Spielbeginn jeder Spieler zehn Steinchen aufgesammelt, und der Spielleiter bestimmt, wieviel Steinchen, — eins, zwei, oder bei großer Ungeschicklichkeit drei — er davon fortwerfen muß. Wer zuletzt keine Steinchen mehr hat, darf überhaupt nicht mehr mitspielen. Natürlich kann das Spiel auch von zwei einzelnen Kindern vorgenommen werden. Ebenso kann statt der Stall Luke jedes Fenster im ersten Stock dienen, oder die Stange wird über eine freistehende, hohe Mauer gelegt.

Das Perlenpiel.

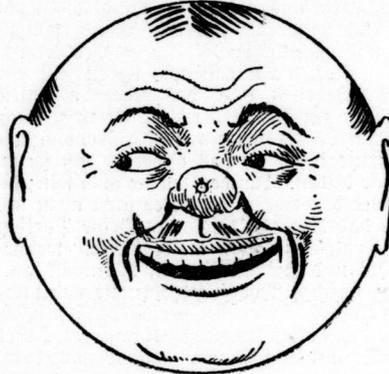
Ganz große runde Perlen mit weiten Löchern, oder kleine Kugeln mit Löchern, sowie eine dünne, feste Schnur dienen für das Spiel. Es müssen so viele Perlen vorhanden sein, wie Mitspieler. Die Perlen werden auf die lange, dünne Schnur gezogen, und die Enden der Schnur zum Kreis geknotet. Allerdings hat das Zusammenbinden so sorgfältig zu geschehen, daß nur ein ganz kleiner Knoten entsteht, über den die Perlen leicht fortgleiten können. Wie beim wandernden Ring fassen nun alle Spieler und Spielerinnen die Schnur mit beiden Händen; zwischen den Händen jedes Anfassenden befindet sich eine Perle. Die Spieler stehen mit ihrer Schnur in Kreisform, und auf ein Kommandowort des Spielleiters beginnt das Fortschieben der Perlen. Sie müssen auf der Schnur recht schnell ringsherum gleiten. Stoßen aber bei einem Spieler

zwei Personen aneinander, so muß er eine Hand von der Schnur nehmen. Er spielt also einhändig weiter. Und wer am längsten zweihändig spielen kann, ist Sieger.

Zum Zeitvertreib.

(Nachdruck verboten.)

Lustiges Taschen-Glücksrad.



Man klebt die Figur auf Karton oder Pappe und schneidet sie dann mit der Schere aus. Mit einer Stopfnadel bohrt man nun durch die Warze auf der Nase, dem Mittelpunkt, ein Loch, steckt ein angebranntes Bündholz durch, und das Glücksrad ist fertig. Setzt man es nun durch drehende Bewegung am Bündholz in Gang, so wird es wie ein Kreisel laufen und schließlich stillstehen. Das Spiel verläuft nun folgendermaßen. Ihr setzt euch alle um den Tisch, und einer bringt das Glücksrad in Bewegung. Auf wen nun beim Stillstand die Augen des Kopfes gerichtet sind, der hat ein Pfand zu geben oder sonst irgend etwas zu tun, was ihr vorher ausgemacht habt.

Rätsel.

1. 's kommt ein Vogel geflogen,
Nun ratet mal fein,
Wenn in den Schnee ihr
Zwei Zeichen stellt ein.
2. Mit „L“ ist's eine Hülsenfrucht,
Mit „B“ man es am Ufer sucht.
3. Was hast du wohl an Fuß und Hand
Und findet man auch an der Wand?

Scherzfragen.

1. Welche Hosen hat noch nie ein Schneider gefertigt?
2. Auf welcher Leiter hat noch nie ein Mensch gestanden?
3. Was für ein Unterschied ist zwischen einem Hotelgast und einem Stubenmädchen?

Auflösung:

der Rätsel: 1. Schneepfe; 2. Linse — Winse; 3. Nagel.
der Scherzfragen: 1. Die Wind- und Wasserhojen.
2. Auf der Tonleiter. 3. Der erstere kehrt ein, das letztere kehrt aus.

